Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 13 (1890)

Artikel: Die Briefe von Frau von Staël an Jakob Heinrich Meister
Autor: Breitinger, H.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-984866

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Briefe der Frau von Staël
an
Jakob Heinrich Meister.

Von Prof. H. Breitinger[1]).

Im Nachlasse Heinrich Meister's befinden sich gegen hundert noch ungedruckte Briefe der Frau von Staël, welche diese seit Dezember 1793 bis Februar 1817 an jenen Freund ihres Hauses gerichtet hat. Im Folgenden soll versucht werden, den Hauptinhalt dieser Briefe zusammenzustellen und, wo es nöthig ist, zu erklären. Zur Orientirung muß Einiges über Meister's Beziehungen zum Necker'schen Hause vorausgeschickt werden.

Jakob Heinrich Meister, Sohn eines Zürchers und einer franzö-

---

[1]) Vorbemerkung der Redaktion. Die vorliegende Arbeit ist ein Vortrag, den der Verfasser wenige Wochen vor seinem Tode in engerem Gelehrtenkreise hielt. Bereitwillig sagte er der Redaktion auf deren Ersuchen den Abdruck im Taschenbuche zu und brachte noch auf seinem Krankenlager eine Reihe kleiner Aenderungen an. Es sollte seine letzte Arbeit sein, die nun als **opus posthumum** den Abschluß einer zu früh unterbrochenen Thätigkeit bezeichnet.

sischen Protestantin, hatte sich nach seiner Verbannung aus Zürich[1]) etwa fünfundzwanzigjährig im Sommer 1769 bleibend in Paris niedergelassen. Durch den Genfer Pastor Moultou, einen Südfranzosen, der als Freund Rousseau's und Voltaire's bekannt ist, an den Banquier Necker empfohlen, war Meister bald ein Stammgast im Salon der Frau Necker geworden, wo seine literarischen Freunde und Arbeitgeber Diderot und Grimm ebenfalls verkehrten. Hier sah er nun fast täglich das außerordentliche kleine Mädchen, das einige Jahre später als Wunderkind, gelegentlich auch als enfant terrible im Salon seiner Mutter Sitz und Stimme erhielt. Germaine Necker wuchs so zu sagen unter Meister's Augen auf. Er sah die Zwanzigjährige vermählt mit dem schwedischen Gesandten, Baron von Staël. Erst die Revolution sollte sie trennen. Meister verließ Paris in den Septembertagen 1792 und erreichte London in Gesellschaft Talleyrand's; Frau von Staël um dieselbe Zeit Coppet, woselbst ihre Eltern schon seit Monaten weilten. Indessen die ländliche Stille von Coppet wollte ihr nicht behagen. Ihre Unruhe trieb sie mitten im Winter wieder fort in's Ausland.

Meister befand sich noch in London, als er von Necker die Nachricht erhielt, daß seine Tochter in nächster Zeit nach England zu reisen beabsichtige. Der Brief ist datirt: Rolle 19. Dezember 1792. Da heißt es: „Ihnen, mein Herr, den ich liebe und der uns liebt, brauche ich nicht zu verbergen, wie sehr diese Reise uns betrübt; ich habe alles Erdenkliche gethan, um dieselbe zu hintertreiben, aber umsonst. Sie will nicht nach London, sondern auf einen Landsitz, wo mehrere ihrer Freunde beisammen sind". — Necker bemerkt am Schlusse des Briefes, daß seine eigene Uebersiedelung nach London wegen seiner mißlichen Vermögensverhältnisse unmöglich sei; er sei zu arm geworden, um in London leben zu können.

Ein an Meister gerichtetes Billet, datirt Juniper Hall near Leatherhead, Michleham, Surry, vom 25. Februar 1793 beweist,

---

[1]) Siehe N. Z.-Z. 1883 Nr. 106—110 und Zürcher Taschenbuch pro 1884.

daß Frau von Staël trotz der unwirthlichen Jahreszeit den Plan ausgeführt hatte. Das Billet lautet: „Endlich gelingt es mir, Ihren Aufenthalt ausfindig zu machen. Sagen Sie mir, wie ich Sie sehen kann. In 14 Tagen werde ich nach London kommen. Geben Sie mir Ihre Adresse und schreiben Sie dazu, daß Sie meine Sehnsucht nach dem Wiedersehen theilen".

Dies sind in Meister's Nachlaß die einzigen Spuren einer Episode, welche erst im Jahre 1837 durch die Veröffentlichung von Erich Bollmann's Briefen im ersten Bande von Varnhagen's Denkwürdigkeiten in's helle Licht gestellt wurde. Bollmann, ein junger Hannoveraner, war 1792 als Arzt nach Paris gekommen und hatte in den Septembertagen mit Lebensgefahr den im Hause der Frau von Staël versteckten Kriegsminister Narbonne nach England gerettet. Es ist derselbe Bollmann, der später auch Lafayette aus der österreichischen Haft zu retten versuchte und dabei selbst in Gefangenschaft gerieth. Frau von Staël hatte zu dem verführerischen Narbonne eine heftige Neigung gefaßt; erst später sollte sie seine herzlose Selbstsucht kennen lernen. Bollmann's merkwürdige Enthüllungen sind in Frankreich ziemlich unbeachtet geblieben. Sogar Degérando's Erinnerungen von 1864 und d'Haussonville's Buch von 1881 ignoriren dieselben gänzlich, wohl selbstverständlich im Interesse ihrer Heldin.

Außer Narbonne fand Frau von Staël zwei andere intime Freunde in England wieder, ihren lieben Talleyrand, dem sie eine unverbrüchliche Freundschaft bewahrt hat, und Mathieu de Montmorency, welchem ihre erste Liebe gegolten, und welchen nur die Konfessionsfrage gehindert hatte, ihr Gatte zu werden. Noch am 8. Oktober 1801 schreibt sie an Degérando:

„Die drei Männer, die ich seit dem Alter von neunzehn Jahren am meisten geliebt habe, sind N., T. und M. Der erste ist heute noch eine Gestalt voll Anmuth (une forme pleine de grâce), der zweite hat überhaupt keine Gestalt mehr, der dritte hat seine äußern Reize verloren, aber sein treffliches Herz hat er gerettet".

Wir begreifen jetzt, weßhalb Vater Necker die ruhelose Tochter von ihrem Reiseprojekt nicht abzubringen im Stande war. Mit Ende Juli 1793 war Frau von Staël wieder zurück in Coppet. Ihre einzige Sorge galt nunmehr den Emigranten. So schreibt sie am 21. Dezember 1793 von Nyon aus an Meister in Zürich: „Man weiß es in Bern, daß die Herren Montmorency und Jaucourt seit zwei Monaten, und zwar unter schwedischen Namen, hier sind. Herr von Narbonne wird unter einem spanischen Namen zu uns kommen. Da ich ganz allein auf dem Lande lebe, so hat Bern nichts einzuwenden. Aber der Bischof von Autun (Talleyrand), den ich so zärtlich liebe, dürfte wegen seiner ex-demokratischen Ansichten nicht hier wohnen. Ihr Kanton hat gewiß volksthümlichere Grundsätze. Ueberdies ist diese Kategorie konstitutioneller Emigranten den zahlreich hier vertretenen Royalisten der ersten Emigration nicht weniger verhaßt als die Jakobiner. Wir denken daher an Zürich. Als Gattin des schwedischen Gesandten kann ich doch am Zürichsee ein Haus miethen, etwa auf nächstes Frühjahr. Aber wird man mir glauben, daß meine Freunde wirkliche Schweden sind? wird man Talleyrand dulden, selbst wenn er verspricht, über den Gartenzaun meines Hauses sich nicht hinaus zu wagen? Wird Zürich seine Mäßigung auch hier zeigen wollen? Wo nicht, so schreiben Sie mir, wie es in Schaffhausen steht. Das paßte mir zwar weniger, aber ich suche ja schließlich nur ein Obdach, das mich schütze vor der Unbill des Wetters und vor den Leidenschaften der Menschen". Der Brief ist etwas rhetorisch gehalten; man merkt ihm das Fieber an, das die Schreiberin in jenen Tagen schüttelte.

Am 31. Dezember 1793 folgt ein zweiter Brief aus Nyon. Herr von Staël hat seiner Gattin von Zürich aus geschrieben. Meister wird ersucht, ihm den beigeschlossenen Brief nach Hamburg nachzusenden. Aber die Hauptsache kommt am Schlusse: eine dringende Bitte um rasche Antwort in Betreff des Bischofs von Autun.

So brach denn das Jahr 1794 an. Am 14. Februar schreibt sie aus Nyon, sie habe in der Schaffhauser Zeitung zu ihrem Schrecken ge-

lesen, daß Talleyrand aus England verwiesen sei — welche Hiobspost! Wenn er nur in die Schweiz käme! Und ein Brief vom 12. März aus Nyon dementirt vorerst die Nachricht, daß Narbonne nach Amerika gegangen sei. Montmorency wird als Schwede nach Zürich kommen und Meister mündlich die eigenen Wünsche der Schreiberin mittheilen. „Das Haus des Herrn Ott[1]) scheint mir gerade, was ich brauche, aber die Tafel will ich selbst beschaffen, das kommt billiger und ist auch leichter. Doch weiß ich nicht sicher, ob ich nicht nach London reise, noch weniger, ob ich Ihrer Regierung hinreichend gefalle, um mir die Gesellschaft von zwei bis drei Personen in meiner Wohnung zu gestatten. Ich sollte wohl mit einem Aufenthalt von acht Tagen bei Herrn Ott in der Stadt beginnen; dann würde ich in den Regierungskreisen mit Ihrer Hilfe und Gottes Gnade alle meine kleinen Coquetterien spielen lassen, und sollten dieselben Erfolg haben, so könnte ich dann unter Ihrer Leitung mein Haus und eine Pension für Mme de la Borde, die als Constitutionelle im Kanton Bern sich schlecht befindet, auswählen. Alles das unter zwei Voraussetzungen: daß Ihre Regierung die wirklichen Namen dieser Masken kenne, und daß sie die liberalen Emigranten bevorzuge. Im Nothfalle könnte ich auch nach Winterthur oder Rapperswyl ziehen, wie Herr von Montesquieu nach Bremgarten gieng; ich suche ja nicht den Glanz Ihrer Hauptstadt, wo ich nur Sie, und dann Sie und dann nochmals Sie zu finden wünsche; ich suche ja nur ein Asyl für meine Freunde in Ihrer Nähe; und dann, nicht wahr, muß ich mich doch auch ein Bischen um die noch frischen Erfolge des Herrn von Staël in Zürich kümmern? So entscheiden Sie denn nichts, bevor ich selbst erscheine; ich bin ja ohnehin noch unsicher, ob ich nicht doch noch nach England reise. — Ach dieses England! Sie haben mir meinen liebenswürdigen, meinen trefflichen Freund daraus vertrieben! Hieher durfte er unmöglich kommen;

---

[1]) Rittmeister Ott zum Schwert besaß eine Dependance für vornehme Gäste im Hard. Das Gebäude steht heute noch im Vorbahnhofe Zürich.

denn der kaiserliche Gesandte war es, der die Anwendung der Alienbill auf Talleyrand gefordert hat. Seit der Revolution ist dies für mich der empfindlichste Schlag. Ein verkannter Mann, ein Mann, dessen Charakter noch über seinem Geiste steht! Nichts könnte mich dazu bringen, ihn niemals wieder zu sehen; bald vielleicht zwingen mich andere Gründe, ihn zu suchen. Ich hege nachgerade einen Ekel vor Europa; mein letzter Mai für meine Freunde wird Zürich sein. Ich freilich werde noch länger mich durch's Leben zu schleppen haben. Wer könnte auch mit 27 Jahren von seiner Vergangenheit sich losreißen; wie könnte man lieben, sowie man einst geliebt, wo die Gefühle finden, die jenen Erinnerungen gleich kämen? Sie, my dear sir, sind so reizend in Ihrer Weise mitzufühlen, daß ich Ihnen die ganze Schwere meines Fühlens entgegenbringe. Ach, der kommende Sommer wäre so schön, könnte ich ihn mit Ihnen zubringen. Leben Sie wohl. Ich reise nach Lausanne. Schreiben Sie künftig dorthin".

Montmorency war nach Zürich vorangegangen; aber Frau von Staël reiste weder nach Zürich noch nach England, wo Narbonne sich noch immer aufhielt, sondern der Tod ihrer Mutter am 6. Mai 1794 hielt sie bei ihrem untröstlichen Vater zurück. Ein Tag vor dem Tode ihrer Mutter schreibt sie von Lausanne an Meister:

Lausannne, 5. Mai 1794. „Ich schreibe Ihnen nichts über das, was ich Ihnen schulde; Sie sind für mich über jeden Dank erhaben; ich liebe Sie, Sie sind mir nothwendig, und ich werde bemüht sein, mein Leben dem Ihrigen näher zu bringen; denn Sie gefallen meinem ganzen Herzen und meinem ganzen Geiste. — So schreiben Sie mir denn, wo ich meinen Vater in Zürich unterbringen könnte, wenn ich ihn gleich nach dem schrecklichen Ereignisse mitnähme. Findet sich in der Vorstadt ein schon möblirtes Haus? könnte man dasjenige des Herrn Ott beziehen, wenn man plötzlich anlangte? Oder wollen Sie mit Weiningen den ersten Versuch machen? Ich werde meinen Vater entführen, und Sie müssen ihn festhalten. — Aber nennen Sie uns nicht zum Voraus, das könnte abschrecken. Sie müssen auch allerlei Schmeicheleien ersinnen

für Mme Bürkli und die verschiedenen Rathsherren. Oh, ich bin in einer unsäglichen Aufregung! Wenn ich mich niederlege, so kommt mir mein Vater im Schlummer vor, in einer Vorstadt von Zürich, an Ihrer Seite, — ich in der Nähe in Weiningen, und ein paar Freunde in der Umgebung! Doch dieses Luftschloß, an dem wir im Rausche unserer Pariserfeste kein übermäßiges Behagen gefunden hätten, scheint mir jetzt allzuschön, um erhofft zu werden. Adieu! Adieu! Ich besitze hier ein Pergament, ein prächtiges Schutz- und Trutzbündniß zwischen Dänemark und Schweden, unterzeichnet von Bernstorff einerseits und von Staël anderseits. Ich will es Ihnen schicken, sofern Sie glauben, daß ein Vorweis desselben in Weiningen das Miethgeschäft erleichtern kann".

Am 12. Mai 1794 schreibt sie abermals aus Lausanne. Zum Verständniß dieses Briefes muß bemerkt werden, daß die Neigung der Gatten Necker bis zu ihrem letzten Lebenstage eine wahrhaft schwärmerische blieb, und daß Frau von Staël ihrerseits zu ihrem Vater eine exaltirte Liebe hegte, während ihr Verhältniß zur strengen, etwas pedantisch-ängstlichen Mutter stets ein kühles geblieben ist.

„Meine Mutter", schreibt sie nun an Meister, „hat so wunderliche Anordnungen getroffen über die verschiedenen Phasen ihrer Einbalsamirung und die sorgsame Erhaltung ihrer Leiche! Man soll sie unter einem Glasverschluß in den Weingeist legen, so daß, wenn ihre Züge, wie sie das hofft, vollkommen erhalten blieben, mein unglücklicher Vater den Rest seiner Tage in ihre Betrachtung versenkt dahin bringen müßte. So verstehe ich denn doch das Bedürfniß nicht, im Andenken der Seinen fortzuleben".

Necker kam schwerlich nach Zürich, aber seine Tochter scheint nach einem der folgenden Briefe einen kürzern Aufenthalt in unserer Stadt gemacht zu haben. — Am 1. Juli 1794 schreibt sie von Meserie bei Lausanne, daß Montmorency's Brüder hingerichtet, seine Mutter verhaftet worden sei. Mathieu habe an Rathsherr Füßli geschrieben und wundere sich über dessen Schweigen.

Am 22. August 1794 datirt sie einen Brief aus Lausanne: „Da kommt ein Verbot aus Bern, keinem Franzosen über Fünfzig den Aufenthalt zu gewähren. Sie wissen, daß ich mir nicht den Vorwurf zu machen habe, einen Freund von diesem Alter zu besitzen. Sie, den ich liebe wie einen 25jährigen (korrigirt: wie eine 25jährige), Sie müssen nun Ihre ganze Gescheitheit aufbieten, um mich, Mathieu und Herrn von N. zu verbergen. Könnte man eine Erlaubniß auswirken für Weiningen oder das Schloß bei Bremgarten oder dasjenige bei Einsiedeln, von welchem Herr Nescher spricht, oder in Rapperswyl oder vielleicht im Aargau etwas finden? Ich schicke Ihnen Dienstags den Curier, denn ich will nicht wie das letzte Mal auf unsichere Pläne hinkommen; das Haus muß zum Voraus gemiethet sein. Wären etwa die Umgebungen Schaffhausens geeignet? Notiren Sie, daß Herr von Narbonne, der sich nicht verstecken will, eine formelle Erlaubniß braucht. Mathieu muß dem Berner Dekrete durchaus weichen. Man kann ja sagen, Herr von Staël lange im nächsten Monat an und wähle sich die Umgebung von Zürich als Aufenthalt.

Am 28. September 1794 schreibt sie von Coppet aus: „Es erscheint in Lausanne zweimal im Monat eine Zeitung, «la quinzaine», welche mit der Galle Marat's und des Abbé Maury geschrieben ist, die Jakobiner in den Himmel erhebt, Taillien wegen seiner Mäßigung mit Abscheulichkeiten überhäuft, die Schreckensherrschaft die Vorsehung Frankreichs nennt und meinen Vater mit allen Gemeinheiten verfolgt. Ich habe das Blatt in Bern denunziren lassen, aber die Parteigänger Robespierre's, der in jeder Zeile jenes Blattes beweint wird, haben dasselbe dort vertheidigt. Das kann doch die heutige Regierung Frankreichs nicht dulden, noch mein Vater, noch die Schweiz, deren Volksgeist so leicht zu verführen ist. Suchen Sie durch die Zürcher Regierung oder durch Barthelemy auf die Berner zu wirken. Wenn der Druck von mehreren Seiten zugleich kommt, dann werden die Berner jene Zeitung am Ende gefährlicher finden als den Aufenthalt von Montmorency im Waadtland".

Von Coppet kommt der vorletzte und letzte Brief dieses verhängnißvollen Jahres 1794, ersterer datirt vom 22. September. Meister hatte kurz vorher seine «**lettres sur l'imagination**» veröffentlicht. Sie schreibt an ihn: „Ihr Buch wird mir zugeschrieben! Schreiben Sie nur so weiter unter dem Schleier der Anonymität. Das trägt mir einen Ruhm ein, den ich zu behalten gedenke. Ist denn Wieland von Zürich abgereist? Haben Sie ihm meine Schmeicheleien ausgerichtet? Oh, die Schmeicheleien! Die passen immer und überall.

Und am 4. November nennt sie zum ersten Mal den Namen Benjamin Constant's, eines Mannes, der mächtig und verhängnißvoll in ihre Geschicke einzugreifen bestimmt war. Aber sie kannte seinen Wahlspruch noch nicht: «**sola inconstantia constans!**» „Herr Constant, von welchem Herr Suard Ihnen wohl bereits als von einem äußerst geistreichen Manne gesprochen, verreist heute nach Neuchatel. Mein Vater hat von Herrn Suard 12 Louis für seine dortige Freundin Mme Charrière erhalten. — Sind denn diese schändlichen Jakobiner in der Natur der Dinge und niemals auszurotten?" Dieser ganz unvermittelt hingeworfene Schluß bezieht sich wohl auf das Dekret vom 2. Brumaire 1794 gegen die Verwandten der Emigranten, welche als **liberticides** von jedem Amte der Republik ausgeschlossen wurden. In ihren Betrachtungen über die Revolution hat Frau von Staël jenem Dekrete und seinen Folgen eine Seite gewidmet.

Dem Jahr 1795 läßt sich nur ein Brief mit Sicherheit zuweisen.

Lausanne (od. Genf?), 12. März 1795. Meine «**réflexions sur la paix**» sind erschienen. Mein Vater hat das Werk gelesen und mir die Verheimlichung des Druckes verziehen. Ende April reise ich nach Frankreich. Ich kann Ihnen keine langen, schönen Briefe mehr schreiben, ich spare meine Leistungsfähigkeit jetzt für den Drucker zusammen. Herr von Staël gefällt sich sehr in Paris und schreibt mir, die Sicherheit sei vollkommen hergestellt, bekannte und reiche Namen seien auf ihre Güter zurückgekehrt".

Schon am 10. Februar hatte sie unter dem Siegel der Verschwiegenheit das Erscheinen jener politischen Broschüre angekündet und bei Meister angefragt, ob man sie nicht in Zürich für Deutschland drucken würde.

Nach langem Schweigen, d. h. am 10. Oktober 1796, schickt sie zwei Exemplare ihrer Schrift: „Vom Einfluß der Leidenschaften auf das Glück der Völker und der Individuen" an Meister, mit dem Auftrage, für eine deutsche Uebersetzung besorgt zu sein. Jeder Uebersetzer sei ihr recht, nur nicht Herr Usteri, der das Buch Benjamin's (du gouvernement actuel de la France et de la nécessité de s'y rallier, 1796) übersetzt habe und, so oft es von den Jakobinern darin hieß: ces êtres féroces, dafür setzte: diese grausamen Herren! „Der Pfarrer Meister würde mir am geeignetsten erscheinen, wenn Sie dann beim Frühstück die Bogen einmal durchsehen wollten." (Leonhard Meister hat das Buch in der That auch übersetzt: Zürich und Leipzig, Ziegler und Söhne 1797.) — „An Wieland und an Göthe möchte ich je ein Exemplar schicken; sorgen Sie für Adresse, Mittel und Wege. En voilà-t-il assez de l'auteur femelle? Sie fragten mich, ob ich den Druck Ihrer Pariserreise (souvenir de mon dernier voyage à Paris 12. Paris 1797) billige. Thun Sie es, aber ohne Nennung Ihres Namens, denn man darf sich nie die Pforten des Paradieses verschließen! Erst einige Tage nach Empfang meines Briefes werden Sie mein Buch erhalten. Ich wollte eben nicht, daß dessen Pfundgewicht der erste Eindruck wäre, den Sie davon empfiengen.

Coppet, 18. März 1797. „Nächsten Mai reise ich nach Paris. — Mein Vater ist entrüstet über das Gerücht, daß er sich wieder zu verheiraten gedenke. — Nach Zürich reisen, um einen auch noch so berühmten deutschen Schriftsteller zu sehen, das werden Sie nie an mir erleben. Ich glaube bereits Alles zu wissen, was in deutscher Konversation verhandelt wird, und obendrein auch das, was in den nächsten fünfzig Jahren darin vorkommen kann. Was ich an jenen Leuten liebe, ist ihre Tiefe, nicht ihr Esprit; die Unterhaltung aber lebt ja nur von diesem."

Ganz ähnliche Bemerkungen finden sich auch in einem Briefe der Frau von Staël an Goethe (Goethejahrbuch 8. Band), welchen sie im Januar 1804 von Berlin aus nach Weimar geschrieben hat. Welcher deutsche Klassiker im Frühjahr 1797 in Zürich weilte oder erwartet wurde, weiß ich nicht. Goethe's dritte Schweizerreise fällt erst in den September, und Wieland kam in jenem Jahre nicht nach Zürich.

Der nächste Brief, vom 22. April 1797, beschäftigt sich ebenfalls mit deutschen Dingen. „Goethe schickt mir in prächtigem Einbande einen Roman aus seiner Feder, er führt den Titel Williams (sic) Meister. Da Goethe deutsch schreibt, konnte ich eben nur den Einband genießen, — doch, unter uns gesagt, Benjamin versichert, ich komme dabei noch besser weg als er, der das Buch gelesen hat. Sei dem wie ihm wolle, Sie, Herr Meister, müssen in meinem Namen an Goethe einen prächtigen Dankbrief schreiben, der meine Unwissenheit verschleiert und meiner Dankbarkeit und Bewunderung für den Verfasser des Werther Ausdruck leiht."

„Haben Sie die neue Schrift von Benjamin (les effets de la terreur) gelesen? Haß und Liebe finden sie noch trefflicher als die erste. Ich bin gespannt, Ihre Ansicht zu kennen. Haben Sie denn Ihre Republik Zürich noch immer nicht satt? und sind Sie nicht neugierig darauf, ein Land zu bereisen, wo man einen Herrn von Vanvilliers zum Deputirten macht, weil er bei einer Royalistenverschwörung betheiligt war, einen Herr von Bourdelet, weil er Kammerdiener des Grafen von Artois gewesen, kurz, in eine Republik, wo man Gefahr läuft, gesteinigt zu werden, wenn man nicht Aristokrat ist? Rechnen Sie dazu noch eine Philosophie, deren Kern ein bornirter Katholizismus ist. Ich habe Lust ein Buch zu schreiben unter dem Titel: Die Contrerevolution ist fertig, Ludwig XVIII. regiert; bleibt zu wissen, ob das Direktorium und die beiden Räthe schlau genug sind, ihn zu entthronen. Aus alledem ersehen Sie, daß mein Patriotismus von der gegenwärtigen politischen Lage schlecht erbaut ist. Die Republik schickt mich in's Exil, die Contrerevolution ruinirt mich. Ich wünschte mir eine richtige Mitte, aber in Frankreich

ist diese leider immer nur ein Augenblick, der von einer Ausschreitung zur andern führt."

Man ersieht aus dieser Stelle, wie lebhaft Frau von Staël an den politischen Geschicken des Landes theilnahm, das sie stets als ihr Stammland betrachtet hat. Der Vater war Sohn eines in Genf eingewanderten Preußen, die Mutter eine waadtländische Pfarrerstochter, aber das Kind dieser Eltern hat nie eine andere Heimat kennen wollen, als Frankreich, nie eine andere Vaterstadt, als Paris. Dazu kommt noch der weitere Umstand, daß Frau von Staël unter dem Direktorium allein eine politische Rolle in Paris hat spielen können. Daher denn auch die wunderliche Behauptung ihrer Memoiren, das Direktorium sei die beste und segensreichste Regierung der französischen Republik gewesen.

Erst am 22. Januar 1798 schreibt sie von Coppet aus wieder an Meister: „Eben bin ich aus Paris zurückgekehrt. So wäre denn die Ruhe auch für die Schweiz dahin! — Ich glaube, die Truppen, die in diesen Tagen durch Genf marschiren, werden keinen Angriff auf die Schweiz unternehmen. Ich glaube vielmehr, was ich immer geglaubt: der einzige Zweck der Franzosen ist der, in der Schweiz sich eine ordentliche Kontribution zu holen. Man möchte ein paar Millionen. Aber weßhalb antwortet denn die Schweiz mit keinem Wort auf die französischen Anklagen? Weßhalb schickt sie denn keinen Gesandten nach Paris? Ich glaube, Ihr legt Euch auf's Ohr, wie alle alten Regierungen es machen, deren Glieder das Alter ihrer Institutionen zu haben scheinen."

In ihren Memoiren erzählt Frau von Staël ihre Unterredung mit dem General Bonaparte über den projektirten Einfall in's Waadtland. Dort gibt sie die Hebung des Bernerschatzes als einzigen Zweck jener Invasion an, und bei Vuillemin kann man lesen, wie die Bernerbatzen am Fuße der Pyramiden als gangbare Münze kursirten. Da klingt es doch fast lächerlich, wenn wir bei Mignet die Worte lesen, der Nothschrei der Waadtländer weit mehr, als die Versuchung, den winzigen Bernerschatz zu holen, habe das Direktorium zu jenem Entschlusse getrieben. Noch entrüsteter spricht sich Thiers über den kleinen Berner-

schatz von nur acht Millionen und Madame de Staël aus, welche die elenden Verläumdungen einer Menge von Schriftstellern wiederholt habe. Unser Brief an Meister beweist aber, daß die viel exakter geschriebenen Memoiren auf eigenen Eindrücken und sicheren Erinnerungen beruhen.

Am 15. Oktober 1799 schrieb Frau von Staël den letzten Brief des Jahrhunderts an ihren Zürcher Freund. „Ueber die Einnahme von Zürich, heißt es da, wollte ich erst selbst an Sie schreiben. Aber Sie hätten eine halbe Theilnahme gemischter Gefühle wohl kaum nach Ihrem Geschmacke gefunden; so überließ ich es denn lieber meinem Vater. Heute große Neuigkeit! Von Genf herüber donnern die Kanonen. Es gilt die Ankunft Bonapartes in Fréjus und Lyon, wo er am 11. mit Bertier durchgereist ist, zu feiern. An diese Republik soll sich keiner wagen; denn ihre Geschicke sind unbesiegbar! — P. S. Was wissen Sie Neues von dieser tyrannischen Kontribution? Was macht der arme Lavater?"

Frankreichs Waffenruhm hatte sich für einen Augenblick ihrer Phantasie bemächtigt, und sogar nach dem Staatsstreiche des 18. Brumaire, d. h. am 20. Mai 1800, schreibt sie an Meister:

„Haben Sie der Neugier widerstehen können, den Helden in Lausanne zu schauen? Ein zweites Mal wird er Italien erobern und einen Frieden von Campoformio unterzeichnen. Ist das nicht einer großen Geschichte würdig?" Und noch seltsamer für Frau von Staël klingt folgende Stelle, die sie Genf 24. Juli 1800 datirt:

„Man hofft jetzt auf den Frieden. Bonaparte weiß alle Versuche aristokratischer Petitionen zu vereiteln. Mit der Akademie geht es eher abwärts. Wenn das so weiter geht, wird Bonaparte der beste Republikaner Frankreichs werden. Ich halte ihn für den freiesten aller Franzosen.

Um diese Zeit erst begann Frau von Staël sich ernstlich mit dem Studium des Deutschen zu befassen. Dies geht namentlich aus ihren Briefen an Degérando hervor; und unter dem letztgenannten Datum schreibt sie an Meister:

„Ich setzte das Deutsche mit Ergebung in mein Schicksal fort. Aber ich begreife nicht, wie Sie es anfangen, um so trefflich französisch zu schreiben und dabei doch das Deutsche so ganz zu beherrschen. Es scheint mir, als ob das Eine das Andere ausschließen müßte".

Am 10. September 1801 ladet sie Meister ein, Ende Oktober mit ihr die Reise nach Paris zu machen. Dann kommt sie auf ihre deutschen Studien zurück und trägt Meister eine Bücherbestellung auf: „Sie werden mich sehr lästig finden, aber der Feuereifer für das Deutsche verzehrt mich. Schicken Sie mir folgende Bücher: Agnes von Lilien, den Roman Delavare oder Denavare, der für prächtig (superbe) gilt, endlich St. Julien von Lafontaine. Sollte alles das nicht zu haben sein, so suchen Sie mir irgend einen hübschen Roman aus, aber keine Feengeschichten und nichts Anderes von Lafontaine, denn ich kenne fast alles von diesem Schriftsteller. Unser Hauslehrer, Herr Gerlach, hat bei Orell, Füßli und Geßner den dictionnaire des deux nations, die dramatischen Werke von Göthe und das neueste Werk von Schiller betitelt Valstein bestellt. Für meinen Sohn wünschte ich Feenmärchen und Campe's Reisen. Benjamin hat mich verlassen. Ich habe soeben meine Tochter impfen lassen. Wir leben eben nicht in den glücklichen Zeiten der Maria".

Am 3. Juni 1802 geht ein neuer Auftrag an Meister ab. „In Genf starb unter meinen Augen mein Erzieher Gerlach, im Alter von 26 Jahren. Schreiben Sie nach Deutschland. Ein junger hochstrebender Mann müßte stolz darauf sein, im Hause Necker's zu wohnen. Er hätte besonders im Lateinischen, Deutschen und Englischen zu unterrichten. Als Wittwe (seit Anfang 1802) sollte ich überdies Jemanden haben, der mir bei meinen Geschäften und Studien zur Hand wäre. Leider sind die Henri Meister eine Seltenheit."

Dann mit einem plötzlichen Sprung in die Politik bemerkt sie über die kommende Wahl eines Consuls auf Lebenszeit:

„Alle Staatsdiener werden mit Ja stimmen. Dann braucht es nur noch zwei Schritte, Kaiserthum und Erblichkeit. Nachher, hoffe ich, läßt man uns in Ruhe."

Zum Schluß kommt noch ein Auftrag literarischer Natur. Für den vierten Theil ihres Romanes Delphine braucht sie ein Kloster und eine Novize. „Unweit Schaffhausen an einem Flüßchen, das in den Rhein mündet, liegt das Kloster Paradies, einige Stunden von Lindau. Ich brauche eine östreichische Stadt, wohin man in einem Tage von jenem Kloster hin und zurück kann. Dort müssen Stiftsdamen wohnen, nur keinen Widerspruch."

Am 23. Oktober 1802 verlangte sie neue Aufschlüsse. „Wo findet sich eine genaue Beschreibung jenes Klosters? Unter welchen Bedingungen kann eine Novize wieder frei werden? Sie wissen, wie wichtig die Wirklichkeit für den Roman ist." Den 18. Januar 1803 war die mit Meister befreundete, berühmte Schauspielerin Mlle Clairon gestorben. Im August schreibt Mme de Staël an Meister, er möchte doch die von ihrem verstorbenen Gatten an jene Dame gerichteten Briefe aus deren Nachlaß zurückverlangen. Es seien Briefe, die ihr Kummer bereiten könnten.

Als Meister im Winter 1805 in Bern weilte, erhielt er einen Brief aus Genf, worin seine Freundin unter dem Datum des 12. Novembers ihm meldet, der italienische Dichter Monti sei ganz entzückt von seiner Bekanntschaft nach Genf zurückgekehrt, sogar entzückt von Bern, das er über Genf stelle. Staël's Beziehungen zu Monti waren von Dauer und führten zu einem Briefwechsel, der 1876 in Livorno im Druck erschien.

Von nun an werden die Briefe an Meister immer seltener, kaum einer auf's Jahr. Nachdem sich Meister 1806 als zweiundsechzigjähriger Mann mit der Geliebten seiner Jugend, einer Wittwe Schultheß, verehlicht hatte, erhielt er Anfangs September eine dringende Einladung, nach Coppet zu kommen. „Kommen Sie mit Ihrer Frau nach Coppet. Ich werde Sie empfangen, wie ein Fürst des Rheinbundes einen Vetter des französischen Kaisers empfängt." Der Rheinbund war im Juli jenes Jahres gestiftet worden.

Nach Jahresfrist schreibt Mme de Staël: „Haben Sie im publiciste des Herrn Suard so artig von meinem neuen Roman Corinne gesprochen?

Madame le Brun will mich als Corinne malen. Suchen Sie doch den Doktor Gall zu bewegen, nach Coppet zu kommen. Um des Vergnügens willen ihn zu hören, werde ich ihm meinen ganzen Kopf überlassen. — Das alte England sollte einmal Frieden schließen, damit ich hinreisen könnte. Indessen rühmlich ist es allerdings, allein aufrecht zu bleiben, und die Schwäche und Plattheit nützen ja heute ohnehin nichts."

Abermals läßt sie ein Jahr verstreichen bis zu ihrem nächsten Briefe vom 18. Sept. 1807. Der Sohn des kaiserlichen Genfer Präfecten, der nachmals als Geschichtsschreiber berühmt gewordene Prosper Barante, hatte als Auditor beim Staatsrathe den Kaiser nach Berlin begleitet. Guizot erzählt uns, mit welchen Gefühlen der junge Mann die französischen Sieger in der preußischen Hauptstadt schalten sah, und wie er beim Anblick der in einen Cavalleriestall umgewandelten Orangerie zu seinem Genossen sagte: „Ich fürchte, auch unsere Orangerien werden sich einst mit deutschen Rossen füllen." Barante reiste über Zürich nach Genf zurück, und Mme de Staël ersucht Meister, denselben in den ersten Gasthäusern aufzusuchen. Dann fährt sie fort, „das Bild, welches Mme Lebrun von mir als Corinna oder als Sibylle gemalt hat, ist sehr bedeutend. Sie hat es mit nach Paris genommen. Benjamin arbeitet an seiner Uebersetzung des Wallenstein (gedr. 1809), ich an Genoveva von Brabant. Nicht wahr, Coppet wird nachgerade dramatisch? Aber das Denouement von alledem wird schließlich die Reise nach Wien sein. Ich freue mich im Voraus, Sie bald in Zürich zu sehen. Alles Uebrige ein trauriger Abschied." Sie schließt mit dem Satz: „Adieu, vergessen Sie mich nicht!"

Anfang Dezember 1807 reiste Frau von Staël mit ihrem Sohne und August Wilhelm Schlegel denn auch wirklich über Zürich nach Wien. Sie stieg im Hotel zum Schwert ab und meldete ihre Ankunft in einem Billet ohne Datum ihrem Freunde im Bürklihause. Dann schweigt die Correspondenz bis zum 2. Januar 1809. Um die Monotonie ihres immer enger umschränkten und unerträglicher überwachten Exils in Coppet zu mildern, richtete Frau von Staël sich ein Haustheater ein, für welches

sie mitunter selbst kleine Stücke schrieb, die nach ihrem Tode gedruckt wurden. Eines derselben ist betitelt: «la signora Fantastici». Dasselbe spielt in der deutschen Schweiz, und Meister, der in Bern davon gehört haben mochte, scheint Frau von Staël über die satirische Tragweite ihrer Dichtung interpellirt zu haben. Sie vertheidigt sich nun wie folgt:

„Wie konnten Sie doch auf den Gedanken kommen, ich habe auf Bern und Zürich eine Satire gemünzt? Sollte es denn gar nichts nützen, 36 Jahre alt zu sein (sie war sieben Jahre älter, aber sie täuscht sich immer zu ihren Gunsten). So traurig das auch klingen mag, wollte ich satirisch schreiben, so würde ich höher zielen als auf so harmlose Städte wie Zürich und Bern. Das abgeschmackte Gerücht ist so entstanden. Zur Erheiterung der kranken Amélie Favre schrieb ich eine comédie-proverbe, worin die Titelheldin und ihre Tochter Engländer, Deutsche, Zürcher, Stammler und Stotterer zum Spielen zwingen. Alles das, um Madame Billet, meinem Sohne und Frédéric Chateauvieux Gelegenheit zu geben, alle jene Accente zu parodiren. Als Zeitvertreib für einen Abend ist mein Stück nicht übel ausgefallen, und ich glaube damit, weder meinen Respekt vor England, noch meine Achtung vor Zürich verletzt zu haben. Sie sehen, die Sache steht ganz anders als man Ihnen berichtet hat.

In Beilage erhalten Sie das Buch von Prosper Barante über die Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts. In Paris macht es Aufsehen. Sie werden seltsame Lücken in demselben entdecken, welche ihm die Klugheit nicht auszufüllen rieth. Aber Geist ist drin. In vierzehn Tagen erhalten Sie Benjamin's Wallenstein und mein Buch über den Prince de Ligne. Talma schreibt, er wolle mich diesen Sommer besuchen".

Umsonst hatte Frau von Staël beim Kaiser die Erlaubniß nachgesucht, mit ihren Kindern nach Frankreich zurückkehren zu dürfen. Im Frühjahr 1810 wagte sie es dennoch, nach der Touraine zu reisen, wo sie bei Freunden einige Zeit auf dem Schlosse Chaumont zubrachte, um von da aus den Druck ihres Buches über Deutschland bequemer überwachen zu können. Unter dem 25. Mai 1810 schreibt sie an Meister:

„Vor Gott und meinem Schutzengel habe ich den Entschluß gefaßt, den Continent zu verlassen. Denn diese Verbannung wird mir nachgerade unerträglich. In zwei Monaten erscheint mein Buch über Deutschland, meine Kinder sollen dann beim Kaiser um meine Rückkehr einkommen. Gewährt er sie, so bleibe ich, wo nicht, so gehe ich. Ich danke Ihnen für Ihr schönes Buch de la vieillesse. Zum ersten Male habe ich nun begriffen, daß ich den Gedanken ertragen könnte, alt zu sein. Herr Schlegel dankt für Ihren Gruß. Er arbeitet von Morgens bis Abends an seinem Meisterwerk, den Vorlesungen über dramatische Kunst (Heidelberg 1809). Ich selbst erschrecke vor dem Quantum Arbeit, die mein Buch mir auferlegt, und bin versucht, auch von mir zu sagen: «la force de mon discours me fait tomber en faiblesse». Sie schließt mit der Betrachtung:

„Das Exil mag die Seele heben, aber es schlägt den Geist nieder. Mein Jahrhundert lehrt mich, daß man nichts vermag über seine Geschicke, und daß man nur über sein Gewissen verfügt."

Die ganze Edition ihres Buches über Deutschland wurde von der kaiserlichen Polizei confiszirt und eingestampft, und andere Chicanen folgten nach. So reifte allmälig der Entschluß, aus Coppet heimlich zu entfliehen und in Rußland dem mächtigen Arme des Kaisers zu trotzen. Am 2. Mai 1812 schreibt sie an Meister: „Wir werden uns vielleicht bald in Zürich sehen. In Baden liegt ein Brief von mir, in welchem ich zu offen mich ausspreche. Wenn Sie von Bern her dorthin kommen, so schicken Sie ihn poste restante nach Wien an meine Freunde."

Am 23. Mai floh Frau von Staël aus Coppet. Der kaiserliche Präfekt in Genf erfuhr es erst acht Tage später und meldete kleinlaut nach Paris: « Elle est partie, accompagnée de sa fille, de son fils Albert et du sieur Schlegel, Allemand. » Drei Tage später schreibt Frau von Staël an Meister, wahrscheinlich von Zürich aus:

„Ich wollte Ihnen in Baden (en allant aux eaux) mein schmerzliches Lebewohl sagen. Herr Schlegel hat Sie aufgesucht, um Ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitzutheilen, daß ich mich dort befinde.

Meine Hoffnung ward getäuscht, ich werde Sie nun nicht mehr sehen und verliere dabei die Regung eines süßen Schmerzes. Beten Sie zu dem, der Sie einst geliebt hat. Ja wohl, mein glorreicher Vater wacht, so hoffe ich, im Himmel über mein Geschick. Nennen Sie mich Niemandem. Vielleicht werden Sie Albert sehen, vielleicht wird Herr Rocca kommen, um mit Ihnen von mir zu reden. Empfangen Sie freundlich, wer immer mit meinem Namen bei Ihnen sich einführt. Adieu, Adieu! Wann werde ich hieher zurückkehren, wann werden wir an diesem Seegestade, wo Sie mir einst ein so glänzendes Fest gegeben, wieder plaudern? Ich weiß nicht, was aus mir wird, weiß nur, daß Sie mir theuer sind."

Nun begann für die berühmte Frau eine zweijährige Wanderung durch Rußland und Schweden nach England. Erst nach der Rückkehr der Bourbonen ließ sie sich in Paris nieder (Mai 1814). Die Rückkehr aus Elba vertrieb sie indessen auf's Neue. Am 1. März 1815 landete Napoleon in Cannes, 20 Tage später zog er in Paris ein. Thiers behauptet (Band XIX.), Frau von Staël sei während der 100 Tage in Paris geblieben; denn auch sie habe gerade wie Lafayette und Constant an die ehrliche Absicht des Kaisers geglaubt, von nun an als konstitutioneller Monarch zu regieren. Indessen nach den Daten ihrer Korrespondenz erweist sich jene Behauptung als unhaltbar.

Was Frau von Staël im Frühjahr 1815 am meisten beschäftigte, war die Verheiratung ihrer Tochter Albertine mit dem Herzog von Broglie. Damit diese zu Stande komme, mußte die Armuth des Bräutigams durch die Ausstattung der Braut ausgeglichen werden. Nun hatte der Minister Necker Ludwig XVI. zwei Millionen geliehen, welche Luwig XVIII. zurückzuzahlen sich bereit erklärte. Am 5. März erhält Meister den Auftrag, einen katholischen Geistlichen ausfindig zu machen, der ohne den päpstlichen Dispens eine paritätische Ehe einzusegnen wagte. Sieben Wochen später, d. h. am 25. April 1815, geht von Coppet ein Jammerbrief nach Zürich ab: „Jetzt ist kein Priester mehr nöthig. Die Heirat ist leider in weite Ferne gerückt. Können Sie das

Pech (guignon) begreifen, das mich verfolgt? Vier Tage vor der Liquidation meiner Forderung!! Meine Millionen, die Heirat meiner Tochter, Alles verloren! — Aber Europa ist nicht weniger zu beklagen. Suchen Sie wenigstens neutral zu bleiben, damit noch ein Erdenwinkel übrig bleibe, wo man ungestört zu träumen wagt. Ich werde hier in Coppet verweilen, so lange es geht. Man hat mir 35 Mann in's Schloß gelegt, um mich zu vertheidigen, d. h. zu ruiniren. Dießmal ist mir mein Schicksal recht boshaft vorgekommen. Gott wird es dafür strafen. Haben Sie Charlemagne gelesen? Der Autor, Lucien Bonaparte, den Sie aus der Schweiz gewiesen, weil er vom Titel eines französischen Prinzen ohne Pairskammer und Konstitution nichts wissen wollte, wohnt in meiner Nähe, und wir sehen uns häufig. Joseph Bonaparte hat mir geschrieben, daß der Kaiser mit meiner Haltung während seines Ungemaches zufrieden sei und mich einlade, nach Paris zurückzukehren. Gleichwohl werde ich hier bleiben. Es gibt für mich kein Paris mehr, nur noch die Erinnerung an eine schöne Vergangenheit."

Coppet, 2. August 1815. „Nach Paris und nach Frankreich mag ich nicht. Ich liebe beide zu sehr, um diese Zustände umtauschen zu können. Mein Sohn reist hin. Ich entsende ihn als meinen Raben nach der Sündfluth. Bei Anlaß des neulichen Schweizereinfalles in Frankreich hat Schlegel eine hübsche Fabel citirt. Es rühmte sich Einer, seinem Feinde einen Arm abgehauen zu haben. War das genügend, um den Feind unschädlich zu machen? warf man ein. Ja freilich, versetzte unser Held; denn bereits hatte ihm ein Anderer den Kopf abgeschlagen. Was Herr August von Talleyrand mir in Zürich von Ludwig XVIII. sagte, hat mir große Freude gemacht. In welcher Lage ist dieser arme König! Wird er sich ohne die Fremden halten können? — Bestellen Sie mir die neulich erschienenen Briefe Wielands. Ich bin neugierig zu lesen, was er von mir sagt. — So wäre denn die Schweiz wieder gerettet. Schöner dürfte es freilich sein, wenn man nicht so oft gerettet zu werden brauchte."

Das Frühjahr 1816 brachte Frau von Staël in Italien zu. Die Hochzeit ihrer Tochter wurde im Februar zu Pisa gefeiert. Ludwig XVIII. hatte sein Wort eingelöst und das Necker'sche Anleihen in Ratenzahlungen zu tilgen begonnen. Am 2. Juli schrieb Frau von Staël ihren vorletzten Brief an Meister. Er enthält die Stelle: „Hat Herr von Krüdener einen Brief von mir an seine Mutter erhalten? Bekehren Sie sich zu ihr oder sie zu Ihnen?"

Der letzte Brief trägt das Datum Paris 28. Februar 1817. Sie gedenkt eine Reise in die Urkantone zu machen und kommt nochmals auf die Heirat ihrer Tochter zurück: „Wenn der König nicht die Güte gehabt hätte, zwei Drittel meiner Forderung auszuzahlen, so wäre Albertine's Verheiratung sehr schwierig geworden; denn der Herzog von Broglie vereinigt Alles, mit Ausnahme des Vermögens. Ein seltener Geist von erstaunlichem Wissen!"

Frau von Staël starb in Paris den 14. Juli 1817, und ein Jahr nach ihrem Tode wurde Meister gebeten, an die notice biographique, welche Madame Necker de Saussure zu verfassen übernommen hatte, aus seinen Erinnerungen einen Beitrag zu leisten. Auch dieß beweist, wie nahe er der Verstorbenen und ihrer Familie gestanden.

Eine Inhaltsangabe Staël'scher Briefe verlangt als Ergänzung noch einige Bemerkungen über deren Form und Haltung. Die Schreiberin ist durchaus kein Muster des sogenannten genre épistolaire. Schon Madame Necker de Saussure bemerkt, sie hätte ihre Gedanken für die Konversation und ihre Bücher aufgespart, in den Briefen aber nur so viel Geist gezeigt, als sie einmal nicht los werden konnte. Ein Brief war für sie nur ein Nothbehelf, selten ein litterarisches Produkt. Sie ist immer pressirt, das Fertigwerden ist ihr die Hauptsache. Accente, Interpunktion und Endungen, selbst Anfangsbuchstaben (majuscules) sind Hindernisse, über die sie sich häufig wegsetzte, und für den Gedanken ist der erste beste Ausdruck gut genug. Das Schlimmste aber ist, daß häufig das Ortsdatum, noch häufiger das Jahresdatum des Briefes fehlt. Wenn man sie auf diesen Uebelstand aufmerksam machte, zuckte sie die

Achsel und sagte verächtlich: **les dates, ce n'est pas élégant!** So mußte denn bei manchen vorliegenden Briefen das Jahr aus dem Inhalte bestimmt werden. In den meisten Fällen konnte dieß mit ziemlicher Bestimmtheit geschehen.

Wenn nun auch die im Auszuge mitgetheilten Briefe im Grunde sehr häufig nur Geschäftsbriefe im weiteren Sinne sind, so enthalten sie so manche Notiz über Personen und Dinge einer hochwichtigen Epoche, daß ein Referat über ihren bisher unbekannten Inhalt auch einem weiteren Publikum gegenüber gerechtfertigt sein mag.